Abonnement in Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann, Sprechstunden nur von 12—1 Uhr

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. **Mittwoch, den 17. Oktober 1883.** **Nr. 484.**

Deutschland.

Berlin, 16. Oktober. Von offiziöser Seite ist für die nächste Reichstagssession eine Vorlage wegen Abänderung des Zolltarifs in Aussicht gestellt, welche u. a. eine Erhöhung der Schutzzölle für Erzeugnisse des Kunstgewerbes in Vorschlag bringen soll. Wenn sich diese Nachricht bestätigt, bemerkt die „Freihandels-Korr.", so erscheint es doppelt auffällig, daß den preußischen Handelskammern nicht die Frage vorgelegt ist, ob für die gedeihliche Entwickelung der kunstgewerblichen Industrien eine Erhöhung der bestehenden Schutzzölle wünschenswerth erscheine. Denn diese Frage ist vor einiger Zeit von dem bairischen und dem sächsischen Ministerium an die Handelskammern ihrer Länder gerichtet worden. Das bisherige Resultat der Befragung, soweit es bekannt ist, scheint allerdings nicht gerade ermuthigend für die schutzzöllnerischen Pläne zu sein, denn die von einzelnen Fabrikanten empfohlene Erhöhung des Schutzzolls auf englische Gardinen und auf englische Drahtgeflechte mit Verzinkung und die von einer sächsischen Handelskammer verklausulirt empfohlene Erhöhung des Zolls auf Damastgewebe werden doch nicht ernsthaft als Forderungen der „kunstgewerblichen" Industrie Deutschlands in die Wagschale fallen können gegenüber den entschiedenen Abweisungen weiterer Zollerhöhungen für alle anderen Erzeugnisse der Kunstindustrie. Eine Befragung der preußischen Handelskammern aber würde voraussichtlich kein anderes Resultat ergeben, denn die Schutzzöllner sind überwiegend in den Industriekreisen zu finden, welche sich die Herstellung von Massenfabrikaten zur Aufgabe gestellt haben. Das Kunstgewerbe Deutschlands hat ja glücklicherweise durch eigene Kraft einen solchen Aufschwung genommen, daß die Gewerbtreibenden selbst nicht wohl höheren Zollschutz verlangen können.

— Die russischen Blätter können sich noch nicht darüber beruhigen, daß die preußische Militärverwaltung die Erfindung eines Herrn Litschok aus Wilna angekauft hat, nachdem er dieselbe erst vergeblich der russischen, dann der französischen und der österreichischen Regierung angetragen hatte. Wie die russischen Blätter und namentlich die Katkowsche „Moskauer Zeitung" behaupten, ermöglicht die Erfindung die Sicherheit des Schusses in ganz außerordentlicher Weise. Der „Grashdanin" kommt an der Hand von Mittheilungen, die einen authentischen Charakter zu tragen scheinen, nochmals auf die Sache zurück. Danach kam Herr Litschok zuerst im Jahre 1882 in Wien auf die Idee, einen Apparat zu verfertigen, und den Schuß des Gewehres in der Weise zu regeln, daß kein Schuß das bestimmte Ziel verfehlen kann. Das Feuer kann in dieser Weise auf einen einzigen Punkt konzentrirt werden, z. B. wenn es sich um Legung einer Bresche oder Verhinderung der Herstellung von Befestigungen handelt. Auch für Vertheidigungszwecke wird dem System des unablässigen und unfehlbaren Feuerns eine große Bedeutung zugeschrieben da die Gewehre auf tragbare Barrieren gelegt werden und eine furchtbare Vertheidigung damit in überraschender Weise hergestellt werde. Der „Grashdanin" giebt eine entrüstete Schilderung von der Art, wie die aus fünf Generälen unter Vorsitz des Generalstabschefs bestehende russische Prüfungskommission die Erfindung behandelte, als Litschok endlich so weit gekommen war, einen mit Unterstützung seitens einiger seiner Mitbürger gefertigten Apparat vorlegen zu dürfen.

„Kaum hatte Herr Litschok den Apparat aus dem Kasten genommen, als einer der hohen militärischen Spezialisten ausrief: „Ich würde einer feindlichen Armee viel Geld bezahlen, die sich mit einer solchen Last schleppen wollte." Ein anderes Mitglied der Kommission hob den Apparat in die Höhe und setzte ihn mit den Worten wieder hin: „Wiegt schwer und kostet viel." Der Erfinder antwortete, der Apparat wiege 7 Kilogramm und koste 10 Franken. Ein dritter Sachverständiger warf ein, daß, da die Gewehre nach dem neuen System auf festen Unterlagen ruhen sollen, der Rückstoß nach jedem Schuß sie erschüttern und außer Gebrauch setzen müsse. „Aber Exzellenz," erwiderte der unglückliche Erfinder, „die Unterlage ist keine feste, sie ist beweglich. Das ist gerade einer der Vortheile der Erfindung." Vergeblich — das Urtheil der Kommission stand im Voraus fest; das Protokoll wurde alsbald dahin festgestellt, daß die Erfindung nicht praktisch wäre. Umsonst waren die Bemühungen des Erfinders, eine zweite Sitzung der Kommission und eine wirkliche Prüfung zu erhalten; am Ende seines Muthes und seiner Hülfsmittel wandte sich Herr Litschok nach Berlin und erhielt umgehend telegraphische Antwort mit der Aufforderung, sich auf Kosten des preußischen Kriegsministeriums nach Berlin zu begeben. Die Erfindung wurde dort angekauft und eine beträchtliche Anzahl von Apparaten alsbald angefertigt."

Der „Grashdanin" fügt eine Bemerkung hinzu, die darauf schließen läßt, daß einer der prüfenden Generäle eine ähnliche Erfindung betreibt, wie die des Herrn Litschok und wohl darauf die ablehnende Haltung der Kommission zurückzuführen ist. Die von den russischen Zeitungen mitgetheilte Nachricht von dem Ankauf der Erfindung steht wohl richtig, ob indessen der Werth derselben wirklich ein so großer ist, wie das der gekränkte Patriotismus jener Blätter behauptet, muß dahingestellt bleiben. In keinem Zweig menschlicher Thätigkeit herrscht eine solche Entdeckungsmanie wie in der Vervollkommnung der Kriegswaffen, es kann nicht überraschen, wenn Militärs gegen Erfinder im Allgemeinen etwas skeptisch werden. Sollte indessen die Erfindung des Herrn Litschok wirklich so bedeutsam sein, so ist sie bei der friedliebendsten Nation sicher am besten aufgehoben. Uns interessirt bei der Sache am meisten die Art, wie selbst hervorragende konservative russische Blätter die Zustände an den leitenden Stellen der Armee beurtheilen, es ist das offenbar das Gegentheil von Zuversicht und Vertrauen.

— Das neue spanische Ministerium gedenkt den Zwischenfall mit Frankreich dadurch zu erledigen, daß es die Entschuldigungsrede Grevy's und die Antwort des Königs in dem Madrider amtlichen Journal veröffentlicht, es dem Ermessen der französischen Regierung überlassend, die Veröffentlichung der „Gazeta" in dem „Journal officiel" zu reproduziren. Die „C. T. C." meldet aus Madrid von heute:

Der Ministerrath hat sich gestern mit den bekannten Vorgängen in Paris beschäftigt. Dem Vernehmen nach wird in der amtlichen „Gazeta" der Inhalt der Unterredung zwischen dem König Alphons und dem Präsidenten Grevy veröffentlicht, womit der Zwischenfall als erledigt angesehen werden soll.

— Das Jahr 1883 wird als das Jahr der Erdbeben lange im Gedächtniß fortleben. Heute bringt der Telegraph Kunde von einem neuen umfangreichen Erdbeben, welches den Orient heimsuchte. Aus Konstantinopel, 15. d. M., datirt lautet die Depesche: Auf der Insel Chios hat ein starkes Erdbeben stattgefunden, welches 8—10 Sekunden dauerte. Mehrere Häuser sind eingestürzt, und eine Anzahl von Personen verletzt worden. Auf der Insel herrscht große Bestürzung. Auch in Syra, an den Dardanellen, in Smyrna und Avalik ist das Erdbeben wahrgenommen worden. Letztere Stadt ist erheblich beschädigt, und mehrere Personen sind daselbst ums Leben gekommen.

— Ebenso wie in Spanien besteht in Portugal eine nicht unbedeutende republikanische Strömung, die sich, wie vor einigen Wochen in Spanien durch Militär-Revolten, so jetzt in Portugal durch Bauern-Aufstände Luft macht. Telegramme von der portugiesischen Grenze melden, daß gegen 3000 portugiesische Bauern in der Gegend von Valenca de Mino unter den Rufen: Es lebe die Republik! — revoltirt hätten. Militär sei zur Unterdrückung des Aufstandes aufgeboten worden und es sollen dabei mehrere Soldaten und Bauern verwundet worden sein. Das Madrider Journal „Dia" theilt mit, die portugiesische Truppenabtheilung, welche zur Unterdrückung des Bauernaufstandes bei Valenca de Mino abgesandt war, sei von den Bauern zurückgedrängt worden, habe sich nach Paredes zurückgezogen und dort verschanzt, „übrigens sei der Bewegung keine Bedeutung beizumessen". Dieser Schlußsatz des spanischen Blattes ist wohl nur für die eigenen Landsleute berechnet, damit dieselben vor der Verlockung einer Nachfolge bewahrt bleiben.

Ausland.

Paris, 12. Oktober. Der „Petit Marseillais" enthält unter dem Titel: „Mobilmachung von 20 Kosaken-Regimentern" folgende Mittheilung: „Einem der vornehmsten Mitglieder der russischen Kolonie zu Marseille ist von einem seiner in Rußland wohnenden Freunde, der in der Lage ist, vollständig genau von dem, was in der russischen Armee vorgeht, unterrichtet zu sein, ein vom 20. September datirtes Schreiben zugegangen, worin es heißt: „Der Hettman der Donischen Kosaken hat von der russischen Regierung einen geheimen Befehl erhalten, welchen er der zweiten, aus 20 Polks (Regimentern) zusammengesetzten Gruppe zustellte. Dieser Befehl schreibt vor, diese Regimenter in Aussicht auf eine Mobilmachung und eines Ausrückens ins Feld auf Kriegsfuß zu setzen. Die Offiziere wissen, in welcher Richtung hin sie abmarschiren werden. Jeder derselben ist jedoch überzeugt, daß es sich um einen sehr ernstlichen Krieg handle, denn keiner zweifelt, daß die nämlichen Befehle auch an die übrigen Gruppen ertheilt wurden. Die Gruppe dieser 20 Polks bildet die Vorhut einer Armee von 100 bis 150 Regimentern". Aus Wien wird hierher gemeldet, daß alle Kosaken-Regimenter mobil gemacht werden." Eine andere nicht minder unglaubliche Nachricht findet sich in der Armee Francaise: „Bekanntlich lieferten die Elsaß-Lothringer seit der Einverleibung ihrer Provinzen in das deutsche Reich die Mehrheit der Freiwilligen für die Fremdenlegion. Da sie nicht deutsche Soldaten werden wollten und nicht französische Soldaten werden konnten, so traten sie als Fremde in den Dienst Frankreichs. Nun scheint es, daß in der letzten Zeit ganz andere Hülfsquellen die Effektivbestände der Fremdenlegion unterhalten. Die Ausreißer der deutschen Armee finden sich in einer so großen Zahl ein, daß sie bald die der Elsaß-Lothringer übersteigen wird. Auf diese Lage muß aufmerksam gemacht werden, denn man darf nicht vergessen, daß die Leute, welche kommen, um als Fremde in unserer Armee zu dienen, in ihr Land häufig mit einem höhern Grad zurückkehren, als der, welchen sie in Frankreich hatten. Dies ist vorgekommen." Es ist mir unbekannt und nicht recht glaubhaft, daß deutsche Ausreißer sich in der letzten Zeit häufiger zum Dienst

Feuilleton.

Goethe in Lebensgefahr.

(Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.)

Es war am 14. Oktober 1806 des Morgens 7 Uhr, da hörte man in Weimar ganz deutlich die Kanonade der Schlacht bei Jena. In Goethe's Hausgarten vernahmen wir diesen Donner peloton artig, weil die Morgenluft den Schall in gerader Richtung dahinbrachte, der, wie der Tag zunahm sich verminderte und endlich ganz aufzuhören schien. Wir setzten uns daher ohne weitere Beunruhigung zu Tisch, wie gewöhnlich gegen 3 Uhr, aber kaum hatten wir angefangen, etwas von den Speisen zu genießen, als wir Kanonenschüsse, zuerst einzeln, dann mehrere rasch hintereinander ganz in der Nähe vernahmen. Wir standen sogleich auf, der Tisch wurde schleunigst abgeräumt, G o e t h e entfernte sich durch die vorderen Zimmer, ich eilte von der anderen Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand ihn bereits darin auf- und abgehen. Während dessen pfiffen Kanonenkugeln über das Haus hin. Es war von der Altenburg her und eine der Kugeln hatte in das alte Theater eingeschlagen.

Ich eilte durch den Hof ins Haus zurück, mich in den unteren Räumen aufzuhalten. Währenddessen ging die preußische Retirade hinter dem Garten dicht an der Ankerwand weg in der gräßlichsten Verwirrung. Ich sah sie nicht, sondern hörte blos das Geschrei und bemerkte nur die Spitzen der Gewehre und sonstigen Waffen über der Gartenmauer hinschwanken. Unter Angst und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegschaffen von zurückgelassenen Effekten der bisherigen preußischen Einquartierung war vielleicht eine Stunde vergangen, als eine furchtbare Stille die Straße und den Platz vor Goethe's Hause erfüllte.

Da kamen einzelne französische Husaren ans nahe Frauenthor gesprengt, spähend, ob Feinde in der Stadt wären. Einer wagte sich etwas weiter hinein; wir eilten, Goethe's Sohn und ich mit Bouteillen Wein und Bier auf sie zu und reichten ihnen diese Erfrischungen, die sie aber nicht eher annahmen, bis wir ihnen versicherten, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären. Hierauf ritt jener erste und einige mit ihm weiter in die Stadt herein, bis zu einem Punkte, von wo aus man die ganze Straße, die nach dem Markte führt, absehen kann, und als er Alles leer sah, galoppirte er und Mehrere ihm nach in die Stadt hinein. Zu gleicher Zeit, oder bald darauf bemerkte ich, daß Goethe zu Fuß an der Seite eines Husarenoffiziers nach dem Markte zu, also vermuthlich auf das Schloß ging. Erst lange nachher erfuhr ich, dieser Offizier, der mir als ein Bekannter Goethe's bezeichnet wurde, habe sich sehr geheimnißvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron v. Türkheim, Sohn der unter dem Namen Lili als Goethe's frühere Geliebte berühmt gewordenen Freifrau von Türkheim, geborne Schönmann. Goethe ließ uns vom Schlosse ins Haus sagen, wir würden zur Einquartierung den Marschall Ney bekommen und außerdem noch einige Kavalleristen, sollten aber sonst Niemand hereinlassen. Es lagerten sich auch bald sechszehn derselben, meist Elsässer, in das Bedientenzimmer, waren aber so ermüdet von dem sechszehnstündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht, wie sie sagten, daß sie auch nichts als Streu verlangten, das angebotene Essen und Trinken beinahe ablehnten und sich rasch nur an einigen Bouteillen Wein und Bier erquickten.

Mittlerweile war Feuer in der Stadt ausgekommen, es brannten mehrere Häuser in der Nähe des Schlosses, höchst wahrscheinlich durch die Franzosen angezündet, welche dadurch Signale ihres Einzuges in Weimar gaben und daher auch zur Löschung selbst wieder beitrugen. Während dessen herrschte die größte Verwirrung in der Stadt durch das Hereinströmen immer neuer zahlreicher Truppen, welche die Nacht auf den Plätzen der Stadt bivouakirten, Läden und Keller erbrachen, in die Häuser drangen, um zu plündern und Mißhandlungen zu verüben.

Goethe war indeß zurückgekommen, allein der Marschall erschien noch immer nicht, ohngeachtet die Tafel für ihn und seine Begleiter schon lange bereit war. Die Elsässer schliefen indessen fest. Das Haus war verriegelt. Ich hielt mich auf dem Hausflur hin- und hergehend auf, um gleich zur Hand zu sein, wenn der Marschall komme, indessen aber anderes Volk, das sich eindrängen wollte, abzuhalten und im Nothfall die Hilfe der schlafenden Reiter anzurufen. Während ich so auf der Diele des Hauses allein verweilte, waren in einem Zimmer des Hinterhauses eine Menge Personen aus der Stadt zusammengedrängt, die, geflüchtet vor der Wuth der Plünderer, hier Schutz und Verborgenheit zu finden hofften. Einige derselben waren der Wirthin in Bereitung der Speisen und Herbeischaffung des Kellervorraths für den Marschall und dessen Gefolge behilflich, andere jammerten über das hereingebrochene Unglück und vermehrten so die Bestürzung und Unruhe der Hausgenossen, die den Kopf frei halten mußten, um das Nöthigste und Geeignetste in dieser Bedrängniß nicht zu verfehlen.

Es war schon tief in der Nacht, der Lärm auf der Straße dauerte immer fort; ich hatte bisher meinen Posten unangefochten behauptet, als plötzlich fürchterliche Kolbenstöße an die Hausthüre donnerten und auf mein endliches „Werda"rufen Einlaß verlangt wurde; ich schlug diesen ab, mit der Bedeutung, das Quartier sei schon für den Marschall in Beschlag genommen, dessen Ankunft man jeden Augenblick entgegensehe und sei außerdem mit sechszehn Reitern belegt. Mein Einwenden wollte nichts verfangen; ich weckte daher einen der Reiter, einen Elsässer, der gleich bei seinem Eintritt ins Haus so viel Gutmüthigkeit hatte blicken lassen, daß ich mit Vertrauen, er werde über diese Störung im Schlafe nicht unwillig werden, ihn bat, seine Kriegskameraden zu bedeuten, daß hier für sie keine Aufnahme zu verlangen, noch zu hoffen sei. Er stand auch auf, ohne ungehalten zu sein, öffnete das Fenster, schalt sie aus und verwies sie in ihr Bivouak zurück, wo sie eben hergekommen sein mochten, um sich eine bessere Lagerstatt auszumitteln. Es half auch für den Augenblick. Schimpfend und brummend gingen sie fort und ich glaubte mich und das Haus schon geborgen. Es dauerte aber nicht lange, so pochte es wieder an die Thüre, diesmal höflicher, man verlangte mit sanfter Stimme Einlaß.

(Schluß folgt.)

in der Fremdenlegion melden als in früheren Jahren. Richtig ist aber, daß sich in derselben eine Anzahl von frühern deutschen Offizieren befindet, die Schulden oder anderer Dinge halber den Abschied nehmen mußten und als gemeine Soldaten in die Fremdenlegion eintraten. Vor 1870 kannte ich persönlich sechs derartige preußische, österreichische und sonstige deutsche Offiziere, die, nachdem sie in Algerien ihre Zeit abgedient hatten, den Titel wieder annahmen, welchen sie früher in ihren Armeen geführt. In der Armee des Kaisers Maximilian und in den Heeren der Vereinigten Staaten (während des Bürgerkrieges) wimmelte es von solchen Offizieren. Vier derselben — ich könnte ihre Namen nennen — dienten, ehe sie in die amerikanische Armee eintraten, in einem amerikanischen Kaffeehause. Der eine war ein Prinz aus einem mediatisirten Hause und fiel, nachdem man ihn wieder in Gnaden angenommen, 1870 bei Metz, der zweite ein polnischer Graf und die beiden andern Freiherren. Dieselben verhehlten ihre Namen nicht, und das Kaffeehaus machte sehr gute Geschäfte, da die Amerikaner sehr stolz waren, zu rufen: „Prinz, Graf oder Baron, geben Sie mir einen Schoppen!“ Wenn die „Armee Francaise“ andeuten will, daß Offiziere der deutschen Armee sich in schlimmer Absicht für zwei Jahre in der Fremdenlegion anwerben lassen, so ist das gradezu abgeschmackt, denn, abgesehen davon, daß sie dadurch ihrem Vaterlande nicht die geringsten Dienste leisten können, geht ihr Patriotismus schwerlich so weit, um in ein Korps einzutreten, das nur gebildet wurde, um den Dienst in den ungesundesten Gegenden zu versehen, in welche man keine Franzosen senden will.

Der Graf v. Paris scheint, wie sein Vorgänger, der Graf v. Chambord, durch Episteln Propaganda machen zu wollen. Derselbe hat an den „Antonois“, ein früher bonapartistisches und jetzt royalistisches Blatt, das ihm eine Adresse zugesandt, folgendes Schreiben richten lassen.

Chateau d'Eu, 25. September.

Mein Herr! Der Herr Graf v. Paris nahm mit lebhafter Befriedigung den Ausdruck der Gesinnungen entgegen, mit welchen Sie, indem Sie das Oberhaupt des Hauses Frankreichs begrüßen, ihn der Opferwilligkeit des „Antonois“ versichern. Er bittet mich, Ihnen zu danken und jedem der Unterzeichner der Adresse seinen Dank zu übermitteln. Der freiwillige Beweis dieser Opferwilligkeit ist ihm werthvoll in einem Augenblicke, wo die Einheit aller derer, welche für das Heil Frankreichs ihre Hoffnung auf die Monarchie gesetzt haben, eine so große Kraft werden kann und wird. Indem ich Sie u. s. w. August Boucher.

Paris, 15. Oktober. Die Rede, welche der Konseilpräsident Jules Ferry in Havre gehalten hat, war eine noch schärfere Accentuirung des in der Rede von Rouen eingenommenen Standpunktes. Die Mitglieder der bisherigen ministeriellen Mehrheit wissen nunmehr, was das Kabinet von ihnen erwartet. Die Radikalen erklären, daß sie den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen und verdoppeln ihre Angriffe. Die Versicherung Jules Ferry's, daß die monarchische Gefahr nicht mehr existire und unter zwei Gräbern begraben sei, auf denen niemals ein Zukunftszweig mehr erblühen werde, wird natürlich sehr kommentirt. In ministeriellen Kreisen erklärt man sich mit der Aufnahme des Ministers von Seiten der Bevölkerung sehr zufrieden, während die Radikalen behaupten, sowohl in Rouen als auch in Havre sei der Empfang kühl, stellenweise sogar feindlich gewesen.

Paris, 15. Oktober. Die Nachricht des „Soir“, daß der „Anti-Prussien“ auf Befehl der Regierung sistirt und suspendirt worden sei, wird durch den „Temps“ dahin richtig gestellt, daß nur eine Anzahl der öffentlichen Verkäufer des „Anti-Prussien“ auf der auf der Straße, welche die Zirkulation gehindert hätten, vor den Polizei-Kommissar geführt worden seien, und daß gegen einige wegen unbefugten Kolportirens gerichtlich eingeschritten worden wäre.

Provinzielles.

Stettin, 17. Oktober. Nach einem Spezialbescheide des Ministers des Innern, vom 19. Juni d. J., ist § 46 der Gewerbeordnung dahin auszulegen, daß die Wittwe eines Gewerbetreibenden während des Wittwenstandes das Gewerbe ihres verstorbenen Ehemannes auf dessen Konzession nicht nur durch einen qualifizirten Stellvertreter, sondern auch in eigener Person betreiben darf, sofern sie den Anforderungen entspricht, welche nach § 45 der Gewerbeordnung an den Stellvertreter zu stellen sind.

— Der Minister für Landwirthschaft hat den Bezirksbehörden in einem ausführlichen Rundschreiben die Errichtung von Fischschonbezirken empfohlen. Zunächst weist er darauf hin, daß das System des Fischereigesetzes in dem Schwerpunkte aller Maßregeln zur Schonung des Fischbestandes und Wiederbevölkerung der Gewässer mittels ausreichender Einrichtung von Schonbezirken liegt. Diese soll auch fernerhin gepflegt und erweitert werden, zu welchem Zweck der Minister Grundzüge für die Ausführung giebt. So sollen die Schonbezirke, wenn sie ihren Zweck erfüllen, nicht zu klein sein, bei Flüssen auch außer den zu Laichplätzen geeigneten Nebenarmen und Altwässern auch die entsprechenden Strecken des Hauptstromes mitbegreifen. Hierauf werden Weisungen betreffs der Sperre gegeben. Mit den Schonbezirken sollten ferner kleine Fischzuchtanstalten verbunden werden, womit sich voraussichtlich große Erfolge erzielen ließen, wenn die Auswahl der zu ständigen oder zeitweiligen Schonbezirken geeigneten Wasserstrecken mit besonderer Sorgfalt vorgenommen wird. Einer gleichen Vorsicht bedarf die Auswahl des Schonbezirks für den Anschluß einer kleinen Brutanstalt und der darin zu züchtenden Fischart. Nur diejenigen Stellen sind zu Schonbezirken zu wählen, an welchen erfahrungsgemäß die betreffende Fischart zu laichen pflegt und wo die natürlichen Vorbedingungen hierfür gegeben sind. Auch darf der Bezirk durch Schiffsverkehr nicht gestört werden und muß der erforderlichen Aufsicht ohne große Kosten Raum gewähren. Der Minister erwartet, daß die Forstschutzbeamten bereit sein werden, neben ihren eigentlichen Amtsgeschäften die Aufsicht der in der Nähe ihres Schutzbezirkes liegenden Schonbezirke und die Bedienung und Aufsicht kleiner, bei der Amtswohnung einzurichtenden Brutstätten zu übernehmen. Diejenigen Personen, welche in dieser Beziehung Tüchtiges leisten, Erfolgreiches erzielen, sollen Belohnungen und Beträge für Anschaffung von Bruttrögen erhalten. Bei Neuverpachtungen staatlicher Fischereien ist auf Anlage geeigneter Laichschonbezirke Bedacht zu nehmen, ebenso bei Gemeindefischereien. Die Errichtung einer kleinen Brutanstalt in der Nähe eines Schullehrerseminars hatte Erfolg und einer Anzahl künftiger Lehrer Interesse und Verständniß für Fischzucht erweckt. Die Regierungen werden veranlaßt, diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

— **Schwurgericht.** - Sitzung vom 16. Oktober. — Anklage wider die verehelichte Bauerhofsbesitzer Johanna Engelmann, geb. Richert, verwittwete Ebert, aus Wartin und wider die unverehelichte Wilhelmine Lau aus Penkun wegen Mordes. (Schl. ß.)

Das Verdikt der Geschworenen wurde gegen 3 Uhr Nachmittags verkündet, dasselbe verneint alle die Engelmann betreffenden Schuldfragen, während die Lau für schuldig befunden wurde, einer dritten (nicht ermittelten) Person zum versuchten Morde Beihilfe geleistet zu haben. Auf Grund dieses Verdikts beantragt Herr Rechtsanwalt Freude, seine Klientin (Frau E.) nicht nur freizusprechen, sondern ihr auch die ihr während ihrer seit dem August v. J. erfolgten Verhaftung entstandenen nothwendigen Auslagen aus der Staatskasse zu ersetzen. (Die Kosten der Angeklagten sind nicht unerheblich, da dieselbe während der Untersuchungshaft im hiesigen Hebeammen-Institut entbunden wurde.) Der Gerichtshof erkannte demgemäß, während die Lau, auf deren Veranlassung bekanntlich die Denunziation eingereicht war, zu 3 Jahren Zuchthaus und Nebenstrafen verurtheilt wurde. — Während des ganzen gestrigen Tages war der Zuschauerraum bis auf den letzten Platz gefüllt, ebenso sammelte sich bei der sofort erfolgten Entlassung eine nach Hunderten zählende Menschenmenge auf der Elisabethstraße an, wodurch jeder Verkehr momentan stockte. Diese Verhandlung brachte übrigens auch eine Thatsache ans Licht, welche bewies, daß auch manches Gefängniß seine „Zellen-Geheimnisse“ hat. Die Lau befindet sich seit 12 Monaten (12. Oktober 1882) im Untersuchungs-Gefängniß und, trotzdem sie seit dieser Zeit nicht beurlaubt war, in interessanten Umständen. Die Aufklärung über diese mindestens seltsame Ueberraschung wird wohl wahrscheinlich eine spätere Gerichtsverhandlung bringen.

— Ein früher hier ansässiger Kaufmann M., welcher den größten Theil seines Vermögens verloren hatte und deshalb im vorigen Jahre mit seiner zahlreichen Familie mit der „Kätie“ nach Amerika auswanderte, hat daselbst trotz eifrigen Strebens keine Arbeit gefunden und machte deshalb, uns hierher gelangten Nachrichten zufolge, Ende vorigen Monats seinem Leben durch Vergiften ein vorschnelles Ende.

Stadt-Theater.

Dienstag, 16. Oktober. Das Nachtlager in Granada von Kreutzer.

Die Oper hat zwei Siege an einem Abend errungen, das ist viel und für die Direktion der Anfang besserer und ruhigerer Tage. Die Debütanten des Abends, Frl. Wally aus Mannheim (Gabriele) und Herr Mannheidt aus Nürnberg (Jäger-Prinzregent) haben einen unbestrittenen, ja glänzenden Erfolg gehabt. Die Akquisitionen beider Gesangskräfte sind mit Freude zu begrüßen. Frl. Wally besitzt eine gut geschulte, klangvolle und sehr ausgiebige Stimme mit sicherer Intonation, einen schönen Vortrag, ein allerliebstes Spiel und eine vortheilhafte Bühnenerscheinung — alles Eigenschaften, die sie zu einer hervorragenden Stütze unserer Oper zu machen geeignet sind. Wir sind auf die morgige Leistung der begabten Sängerin als Susanne in „Figaro's Hochzeit“ sehr begierig, da darin erst die Vorzüge der Dame, ihre Koloraturfertigkeit, zu Tage treten werden. Doch ist die Partie der Gabriele immerhin schon dazu angethan, einen Schluß auf die Kehlfertigkeit ihrer Trägerin zu ziehen, und ist derselbe in unserer Rechnung für Frl. Wally durchaus günstig ausgefallen. Einen vorzüglichen Treffer hat unsere Bühne an dem neuen Baryton, Herrn Mannheidt gemacht, dem wir die glänzendste Zukunft prognostiziren können. Ein prächtiges Material von vorzüglicher Schule bringt der übrigens noch jugendliche Sänger mit. Sein Baryton hat Tenortimbre von seltener Schönheit und besitzt großen Umfang. Sein Vortrag ist vornehm und peinlich sorgfältig die Vokalisation ist edel und rein, mit einem Wort, der Sänger hat viel gelernt. Wenn wir eines an ihm bedauern, so trifft uns dies mehr als ihn, es ist der Umstand, daß der talentvolle Künstler heute bereits für die kommende Saison an das Hoftheater in Dresden engagirt ist. Seine erste Arie „Ein Prinz bin ich in des Regenten Solde“ erhielt vorzügliche Wiedergabe und nahm das Auditorium für ihn gefangen. Ebenso bestrickend kam sein Part „Ich muß sie einem andern geben“ aus dem reizenden Duett mit Gabriele zum Vortrage und so auch der Antheil des Schlußterzetts „Trenne nicht dies Band der Liebe“. Der großen und anstrengenden Aufgabe des Jägers im dritten Akt wurde Herr Meinhardt übrigens spielend und in hohem Maße befriedigend gerecht. Wir werden den Sänger stets mit Vergnügen hören. Auch Herr Kronenberg leistete als Gomez durchaus Gelungenes. Die schöne, weiche Stimme ist ihres Sieges stets sicher, möchte der Sänger nur sparsamer mit ihr umgehen. Diesen drei Genannten wurde ehrlichster Beifall zu Theil. Die Aufführung selbst war durchaus gelungen, die drei Spitzbuben von Hirten boten unter Herrn Ulbrich's Leitung sehr Annehmbares, ebenso befriedigten die Chöre, wie das Orchester. Die bewährte Hand des Kapellmeisters Götze leitete das Ganze. Das große Violinsolo im dritten Akt erhielt durch Konzertmeister ?? recht gute Ausführung. Die Oper wäre werth, am Sonntag wiederholt zu werden.

H. v. R

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „Die Hochzeit des Figaro.“ Kom. Oper in 4 Akten.

Einen Brief Wagners an Spohr vom September 1843, welcher sich auf eine Holländer-Aufführung bezieht, und als Zeugniß dafür gelten kann, wie sehr der jugendliche, trotz aller erfahrenen Enttäuschungen und erlittenen Entbehrungen doch nicht verbitterte, und andererseits, trotz der bereits gehabten Erfolge, doch tief bescheiden gebliebene Meister die ihm erwiesene Wohlthat einer gelungenen Aufführung seines Werkes in seinem Herzen empfand, finden wir in der „Allg. Musik Ztg.“ Der Brief lautet:

Mein hochverehrter Meister,

so lange es mir nun noch versagt bleibt, meinen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen — Sie Auge in Auge begrüßen und Ihnen mündlich mein Herz ausschütten zu können, kann ich leider nichts Anderes thun, als von Zeit zu Zeit durch einige Zeilen mich Ihrem Andenken zu empfehlen und meinen gerührtesten Dank zu wiederholen. So lange ich lebe, wird mir unvergeßlich bleiben, wie überaus glücklich Sie mich gemacht haben und wie unendlich ich Ihnen verpflichtet bin. Aus dem Munde der Künstler, die diesen Sommer von Kassel aus Dresden besuchten, habe ich erst noch so recht erfahren, was Sie Alles für mich thaten und mit welcher Konsequenz Sie mich durch Ihren mir einmal angediehenen Schutz auszeichneten. Was ich bei diesen Berichten empfand, wird sich Jeder leicht vorstellen können, wenn er mir nur einiges Gefühl zutraut: — leider wußte ich nur nicht, wie ich zu dem Allen kam, und wie ich diese Auszeichnung verdient haben konnte. Ich tröste mich damit, daß alles Glück, auch ohne Verdienst, von oben kommt und wer wollte mit dem Schöpfer rechten, daß er Glückliche macht? Als ein reines Glück habe ich Sie gewonnen und will mich dessen ewig freuen; — ich will Sie verehren, lieben und mein Lebelang zu Ihrem Danke leben.

Zunächst aber wünsche ich Ihnen ein ungetrübtes Wohlsein, Freude und Glück in dem reichsten Maße, als Sie es verdienen: stets zu vernehmen, daß dieser mein Wunsch in Erfüllung gehe, wird mich alle Zeit froh machen.

Der Ihrige mit Leib und Seele
Richard Wagner.

Dresden, 4. September 1843.

— Die Angelegenheit Possart-Sigl, welche vor einigen Wochen so viel Staub aufgewirbelt hatte und in einer Forderung des Direktors des Schauspiels an den Herausgeber des „Vaterlands“ gipfelte, soll jetzt noch ein ganz besonderes Nachspiel haben. Sigl verweigerte bekanntlich eine Annahme des Duells. Possart hat nun vom Staatsanwalt eine Klage „wegen Herausforderung zum Zweikampf mit tödtlichen Waffen“ erhalten, und die Verhandlung wird in einigen Tagen stattfinden. Da Possart die Thatsache rückhaltlos anerkennt, so wird der von dem braven Sigl schwer Beleidigte noch überdies eine wahrscheinlich vierwöchentliche Festungsstrafe in Passau zu verbüßen haben.

Vermischtes.

— Im Bureau der General-Intendantur der königlichen Schauspiele in Berlin erschien ein alter, gebrechlicher Mann und bat — um eine Eintrittskarte zu der am Abend im Schauspielhause stattfindenden Aufführung des Heyse'schen Schauspiels „Kolberg“. So seltsam, weil eigentlich gänzlich unbegründet, das Ansinnen war, mochten die Beamten den Bittsteller doch nicht ohne Weiteres abweisen und trugen dem General-Intendanten den Wunsch vor. Herr v. Hülsen nahm nun Veranlassung, den alten Herrn zu sprechen und erfuhr, daß er 83 Jahre alt, aus Kolberg gebürtig sei und sich noch recht gut an Einzelheiten der Belagerung erinnere. Deutlich stand es ihm vor Augen, wie die Geschosse der Franzosen in die Häuser einschlugen, wie sein Vater ihn an die Hand genommen und ins Haus gezogen habe, um ihn vor den Kugeln und dem herabprasselnden Mauerwerk zu bewahren. Nun regte sich in dem Zeitgenossen und Landsmann Nettelbeck's der Wunsch, die Vorgänge aus seiner Jugendzeit auf der Bühne dargestellt zu sehen und Herr v. Hülsen erfüllte denselben natürlich auf's bereitwilligste.

— In Wien macht der Selbstmord eines Mädchens Aufsehen, das sich im Polizeigefängniß erschoß, als ein Protokoll mit ihm aufgenommen werden sollte. Elisabeth Gaisreiter — dies ist der Name des Mädchens — aus Lenggries in Oberbaiern gebürtig, zählte erst 23 Jahre und war längere Zeit als Kassirerin im Wiener Volksgarten bei Herrn v. Szabo angestellt. Der 18jährige Gustav von Szabo, Sohn des Cafétiers, knüpfte mit dem Mädchen ein Verhältniß an. Den Eltern war dieses Liebesverhältniß nicht gerade angenehm und so entließen sie denn die Gaisreiter im Mai dieses Jahres aus dem Dienste. Der junge Szabo bestritt aus seinen unzulänglichen Mitteln die Ausgaben des jungen Mädchens, das in der bescheidensten Weise ganz zurückgezogen lebte. Die Eltern des jungen Mannes machten bei der Polizei Anzeige und baten um die Intervention der Behörde. Das Kommissariat Wieden erhielt nun von dem Polizei-Präsidium den Auftrag, in energischer Weise vorzugehen, und so wurde das Mädchen vorgeladen und aufgefordert, nachzuweisen, mit welchen Mitteln sie in Wien ihr Leben friste. Elisabeth Gaisreiter gab an, daß sie von Hause Geld erwarte und daß sie demnächst eine Stelle als Bonne antreten werde. Man forschte bei der betreffenden Familie nach und da soll sich denn ergeben haben, daß das Mädchen nicht die genügende Bildung besitze, um diesen Posten zu bekleiden. So wurde auf dem Polizei-Kommissariate Wieden der Beschluß gefaßt, das Mädchen in das Polizeigefängniß abzuführen, wo sie verbleiben sollte, bis die von ihr erwarteten Geldmittel einlangten. Von Ekel und Abscheu über das Treiben der übrigen Häftlinge erfaßt, hat nun das junge Mädchen aus Schamgefühl sich entleibt. Am folgenden Tage aber traf wirklich ein Geldbrief für das unglückliche Mädchen ein, welcher zurückgeschickt werden mußte. — Inzwischen hat sich sogar der Wiener Gemeinderath mit dem Vorfall beschäftigt. Der Antrag, der Bürgermeister wolle über die Affaire Erhebungen pflegen und dem Gemeinderath Bericht erstatten, wurde einstimmig angenommen. Zur Rechtfertigung der Polizei hat der Polizeipräsident eine Erklärung erlassen, aus welcher hervorgeht, daß die Mutter des jungen v. Szabo sich brieflich an den Polizei-Inspektor Wachler wandte mit der Bitte, gegen die Gaisreiter, welche ihren Sohn physisch und moralisch ruinire, vorzugehen. Wachler übergab den Brief dem Polizeipräsidium, welches das Kommissariat Wieden mit den weiteren Erhebungen betraute. Inwiefern von Seite des betreffenden Kommissars ein Verschulden vorliege, werde die Untersuchung herausstellen.

Telegraphische Depeschen.

Königsberg i. Pr., 16. Oktober. Se. k. Hoheit Prinz Wilhelm von Preußen ist heute Mittag auf dem hiesigen Bahnhofe eingetroffen, wo sich der kommandirende General v. Barnekow und der Oberpräsident Dr. von Schliekmann zum Empfang eingefunden hatten. Nachdem in den königl. Gemächern des Bahnhofs das Frühstück eingenommen war, setzte Se. k. Hoheit die Reise zur Jagd nach Theerbude fort.

Baden-Baden, 16. Oktober. Der Kaiser besuchte gestern Abend, in Gesellschaft der Frau Großherzogin und des Erbgroßherzogs von Baden, das Theater. Heute Vormittag ertheilte Se. Majestät dem gestern eingetroffenen Erzbischof von Freiburg, Dr. Orbin, eine Audienz.

München, 16. Oktober. Der hiesige Magistrat hat zum Bau eines Künstlerhauses einen Zuschuß von 100,000 Mk. bewilligt und die unentgeltliche Abtretung des Terrains genehmigt, das zu dem bei der alten Marburg bereits vom König gewährten Bauplatze gehört.

Pest 16. Oktober. Gegen den Redakteur des Journals „Fueggetlenseg“ Julius Verhovay und gegen dessen Bruder, Ludwig Verhovay, ist wegen angeblicher Unterschlagung der durch das gedachte Journal für die Csangos gesammelten Gelder die strafrechtliche Untersuchung eingeleitet worden.

Rom, 15. Oktober. Wie das Journal „La Capitale“ wissen will, wäre heute eine Note des Kardinals Jacobini an die Nuntiaturen abgegangen, welche die von den Liberalen veranstaltete Erinnerungsfeier an den 20. September 1870 zum Gegenstande habe. Auf derselben sei das Papstthum und die Religion beleidigt worden und diese Thatsachen seien das Ergebniß der fortdauernden Gewaltthätigkeiten gegen den päpstlichen Stuhl, welche ganz Italien zurückweise. Denn die letzten beiden italienischen Pilgerfahrten bewiesen, daß Italien gegen die Vergewaltigung Roms protestire. Die Note soll von den päpstlichen Nuntien den Regierungen mitgetheilt werden.

Rom, 16. Oktober. Ihre k. k. Hoheit der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin des deutschen Reichs und von Preußen sind mit der Prinzessin Victoria gestern Abend in Cadenabbia eingetroffen und beabsichtigen, heute Morgen über Colico und den Splügel die Rückreise nach Deutschland anzutreten.

Petersburg 16. Oktober. Die deutsche „St. Petersburger Zeitung“ veröffentlicht ein Telegramm des Oberhauptmannsgerichts zu Hasenpoth (Kurland), nach welchem auf Grund von gerichtlichen Geständnissen der der an dem Morde des Barons Nolde betheiligten Persönlichkeiten, von einem durch den Vater des verführten Mädchens verübten Racheakte keine Rede sei.

Madrid, 15. Oktober. Die Idee einer Amnestirung der bei dem jüngsten Aufstande Betheiligten ist von den Journalen nicht günstig aufgenommen worden, man hält eine Amnestirung der Soldaten, aber nicht eine solche der Offiziere für wahrscheinlich.

Briefkasten.

E. H . . . hier. Sie haben ganz Recht, Goethe schreibt sich nicht mit „ö“, sondern mit „oe“, wie Sie dies in diesem Blatte stets gesehen haben werden. Der Fehler in genanntem Blatte dürfte dem Setzer und weniger dem betreffenden Verfasser des Artikels zuzuschreiben sein. Wir nehmen dies wenigstens zu seiner Ehre an.